

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie  
= Swiss journal of sociology  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Soziologie  
**Band:** 24 (1998)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## BUCHBESPRECHUNGEN / RECENSIONS CRITIQUES BOOK REVIEWS

*Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.*

*Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.*

*Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.*

Renate Mayntz, *Soziale Dynamik und politische Steuerung. Theoretische und methodologische Überlegungen*, Campus, Frankfurt und New York, 1997, 342 Seiten, SFr. 64.—

Das Forschungsprogramm des Kölner Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung wurde massgeblich von Renate Mayntz geprägt. Die Emeritierung der Gründungsdirektorin nach zwölfjähriger Aufbau- und Forschungsarbeit im April 1997 veranlasste Kollege Wolfgang Streeck, einen Sammelband ihrer Beiträge zu theoretischen und methodologischen Grundfragen der Soziologie und Politologie auf den Weg zu bringen. Die Auswahl bereits publizierter Aufsätze zwischen 1983 und 1996 wurde von der Autorin und Streeck zusammen mit Jürgen Feick, Fritz W. Scharpf und Uwe Schimank bestimmt und enthält 14 Beiträge zum Spannungsverhältnis zwischen der Dynamik ungeplanter gesellschaftlicher Veränderungen und politischen Versuchen, diese Dynamik absichtsvoll zu steuern.

Teil I des Sammelbands umfasst fünf Beiträge, die sich mit ungeplanter gesellschaftlicher Dynamik auseinandersetzen. Als Kontrapunkt dazu bietet Teil II sechs Beiträge zur Frage nach Möglichkeiten und Grenzen der politischen Steuerung. Teil III rundet die Debatte mit drei Beiträgen zu methodologischen Fragen ab.

Kapitel 1 skizziert Mayntz' Erkenntnisinteresse an gesellschaftlichen Prozessen, die sich sozialwissenschaftlichen Erklär-

rungsversuchen entziehen. Obwohl Unfälle und Katastrophen oftmals Ergebnis ungeplanter sozialer Abläufe sind, hält sie fest, dass sich gesellschaftliche Entwicklungen durchaus analysieren und daher auch in begrenztem Masse steuern lassen. Kapitel 2, ein Beitrag aus dem Jahre 1988, setzt sich mit dem analytischen Potential der „Theorie der sozialen Differenzierung“ auseinander. Dabei räumt die Autorin ein, dass strukturell-funktionale Theorien sozialer Differenzierung im strikten Sinne nicht empirisch überprüfbar sind. Gleichwohl liessen sich dank ihnen jedoch mögliche Differenzierungsprozesse, problematische Folgen und mögliche Reaktionen auf die Folgeprobleme erkennen (S. 43). Kapitel 3 widmet sich der gesellschaftstheoretischen Bedeutung eines spezifischen funktionellen Teilsystems, den grossen technischen Systemen (1993). Mayntz weist darauf hin, dass die Kommunikationstechnologien Telegraf und Telefon massgeblich zum Aufbau politisch-administrativer Hierarchien beigetragen haben. Zugleich gelte es aber zu beachten, dass risikoträchtige grosse technische Systeme wie etwa die Atomenergie immer wieder Unbehagen und Protest erzeugen.

„Eigendynamische“ Prozesse stehen in Kapitel 4 im Vordergrund. Anhand zahlreicher Beispiele (Terrorismus, Bankrotte, Mode, Elias „Königsmechanismus“, „bürokratischer Teufelskreis“) nennt die Autorin gemeinsame Merkmale und Voraussetzungen eigendynamischer Prozesse.

Lesenswert ist vor allem Kapitel 5, ein Abdruck des 1988 erschienenen Beitrags: *Soziale Diskontinuitäten. Erscheinungsformen und Ursachen*. Darin betont Mayntz die Unschärfe des sozialwissenschaftlichen „Diskontinuität“-Konzepts und generell die Unzulänglichkeit der Übertragung naturwissenschaftlicher Modelle auf soziale Vorgänge. Als Besonderheit von Diskontinuitäten im sozialen gegenüber solchen im natürlichen Bereich sieht sie das ständige Bestreben und Potential der Menschen, die Prozesse zu bremsen und zu verhindern: „Das bedeutet, daß die Elemente sozialer Systeme prinzipiell fähig sind, ihre Eigenschaften, Beziehungen und die Handlungskontexte, die für das Entstehen bestimmter Diskontinuitäten ursächlich sind, selbst zu ändern.“ (S. 138 f.).

Teil II des Sammelbands widmet sich folgerichtig politischen Steuerungsversuchen. Nach einer einleitenden, programmatischen Auseinandersetzung mit den Bedingungen einer effektiven Politikplanung (1983) folgt in Kapitel 7 die 1986 publizierte, sich gegen Elite- und Pluralismustheorien (Mills bzw. Dahl) abgrenzende Bestandesaufnahme der Policy Analyseinstrumente (Corporate Actors in Public Policy). Kapitel 8 ist der prominente Beitrag *Politische Steuerung und gesellschaftliche Steuerungsprobleme* (1987). Die Autorin rekurriert auf die These vom „Staatsversagen“, diskutiert das Konzept der „Steuerung“ und weist auf den autopoietischen Charakter und die begrenzte Steuerbarkeit gesellschaftlicher Teilsysteme hin. Kapitel 9 verweist exemplarisch auf die Grenzen der politischen Steuerung. Mayntz' Studie zeigt, dass die Reform des deutschen Gesundheitswesens weniger an verbandlicher Vetomacht denn an einer netzwerkartigen Selbstverwaltungsstruktur scheiterte. Kapitel 10 ist der prominente Beitrag *Policy-Netzwerke und die Logik von Verhandlungssystemen* (1993)<sup>1</sup>. Ausgehend von der Diskussion

über Formen von „governance“ (z. B. Williamson, Powell) schildert die Autorin im Hinblick auf die Analyse von Politikentwicklungsprozessen die Vorzüge des Konzepts des „Politik-Netzwerks“ gegenüber staatszentrierten und tauschtheoretischen Ansätzen. Abgerundet wird die Debatte von einer metatheoretischen Würdigung des Paradigmas der „politischen Steuerung“ (Kapitel 11). Mayntz räumt ein, dass die politikwissenschaftliche Steuerungstheorie massgeblich von der Planungseuphorie der 1970er Jahre vorangetrieben wurde. Ausgehend von der Diagnose, dass Steuerungsversuche immer wieder ins Leere stießen, gewann in den 1980er Jahren jedoch die Ansicht an Boden, dass staatliche Planung nicht die Lösung, sondern das Problem ist. Der Zusammenbruch der staatssozialistischen Regimes war für viele Beobachter ein weiteres Indiz für die überlegene Steuerungskapazität des „spontanen“ Markts. Der vermeintliche Misserfolg korporatistischer Steuerung führte in der Policy-Analyse zum Aufstieg des Network-Konzepts. Programmatisch fordert Mayntz schliesslich eine Gesellschaftstheorie, die nicht einfach das von der Steuerungstheorie implizierte kybernetische Modell durch das Modell autopoietischer Selbstregelung ersetzt: „Eine Theorie, die die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung zum Gegenstand hat, muß vielmehr die Interferenz zwischen autoritativer Staatsintervention, Verhandlungsprozessen zwischen politischen und gesellschaftlichen Akteuren, organisierter Selbstregelung, Marktprozessen und spontaner Strukturbildung zu ihrem zentralen Thema machen.“ (S. 286)

Teil III umfasst zwei Aufsätze: *Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung* (1985) und

<sup>1</sup> Erschienen in: Héritier, Adrienne (Hg.), *Policy Analyse. Kritik und Neuorientierung, Sonderheft 24 der Politischen Vierteljahresschrift*, 1993, S. 39–56.

*Naturwissenschaftliche Modelle, soziologische Theorie und das Miko-Makro-Problem* (1991) sowie die Heidelberger Universitätsrede über *Historische Überraschungen und das Erklärungspotential der Sozialwissenschaft* (1995). Kapitel 12 enthält eine Auseinandersetzung mit den methodologischen Regeln der analytischen Wissenschaftstheorie. Die Autorin hält deren Anwendung in der sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeit für unbefriedigend. Als mögliche Alternativen, um „den analytischen Erfordernissen der Erforschung komplexer Phänomene im allgemeinen und komplexer Systeme im besonderen zu begegnen“ (S. 310), sieht sie Simulationsmodelle, die Netzwerkanalyse oder die Fuzzy-Set-Theorie. In Kapitel 13 konstatiert Mayntz eine zunehmende Resonanz in der Soziologie für naturwissenschaftliche Modelle nichtlinearer Systemdynamik (Maturana, Valera). Zugleich warnt sie jedoch, dass Selbstorganisationsmodelle sowohl der menschlichen Lernfähigkeit als auch der menschlichen Fähigkeit zur Organisation und kollektiven Zielsetzung zu wenig Rechnung tragen. So rät sie einmal mehr, die Interferenz zwischen Prozessen kollektiven Verhaltens, politischer Steuerung und dem Handeln von Organisationen zu untersuchen.

Beachtenswert ist vor allem die Universitätsrede (Kapitel 14), in der Mayntz nochmals die zentrale Frage nach der Steuerbarkeit sozialer Prozesse aufgreift. So verteidigt sie die Sozialwissenschaften gegenüber dem Vorwurf, abrupte Entwicklungen wie z. B. die osteuropäischen Transformationsprozesse nicht antizipiert zu haben. Verantwortlich für die mangelnde Prognosefähigkeit sei die Multikausalität und Nichtlinearität (Diskontinuitäten und Phasensprünge) sozialer Prozesse. Komplexe gesellschaftliche Makrophänomene wie etwa der Zusammenbruch des DDR-Regimes sind folglich das Ergebnis des Zusammenspiels verschiedener, unterschiedlich einflussreicher Faktoren. Die *ceteris paribus*-Klau-

sel in herkömmlichen quantitativen Analysen blende überdies soziale Interferenz, d. h. die ungeplanten Wechselwirkungen zwischen verschiedenen sozialen Teilprozessen, aus. Angesichts der methodischen Ohnmacht gegenüber „überraschenden“ historischen Ereignissen schlägt Mayntz den Sozialwissenschaften abschliessend vor, weiterhin verallgemeinerbare Mechanismen und Bedingungs-zusammenhänge zu erforschen, ohne dabei jedoch die Kontingenz historischer Prozesse (Gorbatchov) zu negieren.

Insgesamt ist der Sammelband sinnvoll strukturiert und bietet einen ausgezeichneten Überblick über das zentrale Erkenntnisinteresse und Schaffen der Autorin in den 80er und 90er Jahren. Überdies bietet das Buch hervorragende, wenn auch anspruchsvolle Einführungstexte (z. B. Kapitel 5, 10, 14) sowie eine gute Argumentationsbasis für eine pragmatische sozialwissenschaftliche Methodologie jenseits von Strukturdeterminismus und Voluntarismus. Positiv anzurechnen ist Mayntz auch ihr Hinweis in der Einleitung, dass sie keine generalisierende Makrotheorie anstrebe und eingesteht, dass sie heute das Potential von Simulationsmodellen (vgl. Kapitel 12) als geringer einschätzt.

Gewonnen hätte das Buch allerdings, wenn ihm ein Autoren- und Schlagwortregister beigelegt worden wäre. Gut in die Sammlung gepasst hätte auch der Artikel *Modernisierung und die Logik von interorganisatorischen Netzwerken*,<sup>2</sup> der u. a. Kapitel 10 zugrunde liegt. Bereichert hätten den Sammelband zweifellos auch Überlegungen der Autorin zu den Folgen der Globalisierung und Problemen des „Netzwerk“-Begriffs. So stellt sich die Frage, ob die von Mayntz konstatierten Steuerungsprobleme (Kap. 8) u. a. globale Umstrukturierungsprozesse reflektieren. In der Tat scheint sich die Weltwirtschaft seit

2 *Journal für Sozialforschung*, 32. Jg., Heft 1, 1992, S. 19–32.

den 1970er Jahren dramatisch zu verändern. Manche Autoren diagnostizieren gar einen historischen Phasensprung vom „hierarchischen“ zum Allianzkapitalismus.<sup>3</sup> In Kapitel 10 schreibt Mayntz zwar: „die Wirtschaftsstruktur könnte in der Tat zunehmend netzwerkähnlich geworden sein.“ (S. 240). Diese Vernetzungstendenz beschränkt sich jedoch nicht auf den nationalen Binnenraum. Vielmehr ist ein Anstieg transnationaler Mobilitätschancen für Personen und Kapital zu beobachten, der überdies die politische Steuerungsfähigkeit von Nationalstaaten empfindlich schwächen dürfte. Mehr Beachtung hätte auch die Kritik am Konzept des (Politik-)Netzwerks verdient, wird doch zum einen moniert, das Netzwerk-Konzept suggeriere, alle involvierten Akteure würden über die gleichen Handlungsoptionen und -ressourcen und damit gleiche Einflusschancen verfügen. Zum andern ist nicht zu übersehen, dass Netzwerke ihren Mitgliedern die Chance eröffnen, Drittakteuren den Zugang zum Einflusszentrum zu verwehren (Exklusion), und damit der Verfestigung sozioökonomischer Ungleichheiten dienen. Schliesslich verschleiert der Netzwerk-Begriff, dass das Spektrum möglicher Konfigurationen nicht nur den ahierarchischen, zentrumslosen Kreis, sondern auch den zentralistisch gesteuerten „Stern“ umfasst.

Michael Nollert  
Soziologisches Institut der  
Universität Zürich

Alfred Willener, *La pyramide symphonique*, Seismo, Zurich, 1997, 525 p.

Centrée sur «ce que font les musiciens ensemble» et, plus précisément, les instrumentistes d'orchestre, voici une contribution originale à une sociologie de la production artistique. Dans le sillage des travaux précédents de l'auteur, dont les premiers remontent aux années 1970, elle prend rang parmi les rares publications dans un domaine de recherche souvent délaissé par la sociologie dominante. Ceci tout particulièrement en Suisse où, malgré l'actualité des questions de politique culturelle, peu nombreux sont les travaux scientifiques qui se penchent sur la condition de l'artiste ainsi que l'avait fait il y a plus de vingt ans le rapport Clottu. Certes, Pipilotti Rist se chargera avec talent de nous faire entrer dans le prochain millénaire, mais cette agitation médiatique ne saurait occulter la nécessité d'en savoir plus sur les créateurs de ce pays.

La pratique de la musique, les rapports entre le chef d'orchestre, le soliste, les instrumentistes, la manière dont chacun d'entre eux comprend son rôle, son métier, inspirent à Alfred Willener une démarche dont il ne masque pas le caractère exploratoire. En réalité, il s'agit là d'une tentative d'éprouver au contact du terrain une problématique largement inspirée de la théorie esthétique jadis proposée par le philosophe et sociologue allemand Theodor W. Adorno. Ce passage de l'esthétique à la sociologie, ou encore de l'essai à la recherche empirique, s'avère semé d'embûches, car d'un côté, la musique est socialement construite par bien d'autres intermédiaires que les musiciens tandis que, de l'autre, ces derniers ne peuvent être sociologiquement qualifiés par le seul constat qu'en effet, ils font de la musique. De ces divers pièges, l'auteur de ce volumineux ouvrage ne cherche pas à se déprendre, nullement qu'il les ignore, mais bien parce qu'il entend se situer au coeur

<sup>3</sup> Dunning, John H. (1997), *Alliance Capitalism and Global Business*, London, New York: Routledge.

même de l'orchestre, là où naît la musique, où elle s'interprète.

Aussi l'angle d'approche qu'il adopte demeure-t-il de type «qualitatif», voire ethnographique et ses résultats, essentiellement descriptifs. L'intérêt de l'ouvrage n'en demeure pas moins indéniable et malgré quelques faiblesses d'expression, abus de majuscules et fautes d'orthographe, sa lecture s'avère à la fois aisée et instructive. Une première partie passe en revue les «forces de production musicales», du compositeur au soliste, ou encore du chef à ces «viennent ensuite» que sont les «tutti». La comparaison entre extraits d'entretiens, articles de journaux, voire critiques de spécialistes consacrées à certains musiciens reconnus et propos recueillis à l'occasion de son enquête sur le terrain conduit Alfred Willener à dresser une suite contrastée de portraits auxquels correspondent autant de trajectoires ou – terme qu'il préfère – de «trajets» biographiques. Passionné par son sujet, il se laisse parfois emporter par des remarques qui frisent la caricature, en particulier lorsqu'il s'agit de Karajan et de l'orchestre philharmonique de Berlin. Par contre, l'analyse de la figure de Glenn Gould comme producteur s'avère éclairante. Les études de cas proposées à partir d'un travail de seconde main sont, à la vérité, de valeur inégale alors que les observations faites de première main auprès de musiciens suisses apportent nombre d'informations sur les métiers de la musique, leur définition, leur exercice, leur organisation.

La question de savoir quelle est la marge de liberté, voire de créativité laissée à chacun des membres de l'orchestre obsède notre auteur sans qu'il problématise vraiment ces deux notions pour le moins équivoques, ce que bien sûr on regrettera. Multipliant les exemples, les anecdotes, les confidences, il montre néanmoins ce que signifie «s'engager» dans la musique selon la position que chacun occupe dans la pyramide symphonique, cette hiérarchie du pouvoir où «transparaît constamment,

dans et à travers le musical, ce qui relève de la société» (p. 335) ainsi que l'affirme le sociologue et trompettiste vaudois.

Consacrée aux «rapports de production musicale», la partie seconde m'a toutefois paru mieux réussie. La question de la professionnalisation du musicien, celles de sa formation, de sa relation au public, ou encore le problème des rapports de genre, sont traités avec pertinence, et le matériel empirique récolté, pleinement exploité. Qu'est-ce en effet qu'un musicien professionnel ? Soucieux de se démarquer de l'amateur, il maîtrise, outre le solfège, la technique de son instrument, dont au surplus il connaît l'histoire. Mais surtout, de son recrutement à sa mise en retraite, il est soumis au contrôle de ses pairs tant et si bien que «les musiciens établis ont leurs collègues à l'oeil, et tout autant à l'oreille» (p. 365). On aura reconnu là certains des critères d'habitude retenus en sociologie pour qualifier un processus de professionnalisation, dont Alfred Willener discute la pertinence s'agissant des instrumentistes d'orchestre. Mais la place des femmes dans la musique le préoccupe également, à commencer par une présence qui varie beaucoup non seulement selon les familles d'instruments, mais encore selon le statut que confère à tel ou tel poste la hiérarchie musicale. L'accès au droit de composer plutôt que d'exécuter, ou encore de jouer des cuivres plutôt que des cordes, est le fruit d'une longue histoire dont, semble-t-il, en ce domaine comme en d'autres, il reste à écrire quelques pages. La formation musicale que reçoivent hommes et femmes au sein de la famille ou de l'école mériterait à cet égard de plus amples investigations de même qu'au niveau, cette fois, de la réception, on s'interrogera sur l'effet en retour des goûts du «public» sur la production de la musique. De ce programme de recherche, l'auteur ne nous livre que les linéaments, assortis de quelques statistiques suggestives, qui attestent de l'intérêt de la question.

Hors de nos frontières, la sociologie des arts fait montre d'une belle vitalité, les thèses, les articles, les recensions se multiplient, le débat scientifique s'organise, les échanges sont parfois vifs, jamais infructueux. Issu d'une «recherche exploratoire qualitative, conduite dans le souci constant des interdépendances complexes» (p. 487), l'ouvrage d'Alfred Wilener ouvre des pistes et invite à mener, en Suisse, d'autres travaux.

André Ducret  
Département de sociologie  
Université de Genève

Hartmut Häussermann, Walter Siebel, *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, Juventa, Weinheim und München, 1996, 352 Seiten, SFr. 39.80

Die Soziologie des Wohnens gehört zweifellos zu denjenigen Teilgebieten der Soziologie, die eher stiefmütterlich behandelt werden. Es gab in der Vergangenheit nur sehr wenige Arbeiten, die sich einer Soziologie des Wohnens annahmen. Um so verdienstvoller ist es, dass in der Reihe *Grundlagentexte Soziologie* nun auch zu dieser Bindestrichsoziologie ein Band vorliegt. Die beiden Autoren sehen die vorrangige Aufgabe der Soziologie darin, „das Wissen um die Widersprüchlichkeit und soziale Bedingtheit des Wohnens wachzuhalten, gegen eine Anpassung nach unten an ökonomische Zwänge ebenso wie gegen die Vereinseitigungen noch so gut gemeinter Leitbilder - und gegen die Verabsolutierung sozial bedingter Verhaltensweisen zu anthropologischen Grundbedürfnissen.“ (S. 333) Diesem Anspruch vermögen Häussermann und Siebel jedoch nur bedingt zu genügen, denn über weite Strecken liest sich der Text als Entwicklungsgeschichte des „mo-

dernen“ Wohnens und diesem wohnt gerade Leitbildcharakter inne. Der Schwerpunkt wird schon aus der Gliederung des Buches, das vier Teile umfasst, ersichtlich: Der erste, historische Abschnitt behandelt die Entstehung der Wohnungsfrage (I), der im 19. Jahrhundert beginnend Industrialisierung und Grossstadtentwicklung aufzeigt und Wohnungsreformen um die Jahrhundertwende thematisiert. Im zweiten, ebenfalls zum größeren Teil historischen Abschnitt geht es um „Antworten auf die Wohnungsfrage“ im 20. Jahrhundert (II). Beginnend mit der Wohnungspolitik in der Weimarer Republik, wird die Wohnungspolitik der Nachkriegszeit in Ost- und Westdeutschland aufgezeigt. Drei Kapitel behandeln zudem quantitative, „objektive“ und qualitative, „subjektive“ Aspekte der Wohnungsversorgung und der Wohnwünsche und -bedürfnisse. Ein spezielles Kapitel befasst sich mit dem Wohnen von Ausländern, als einer speziellen Gruppe auf dem Wohnungsmarkt. Im dritten Teil geht es um das Hauseigentum (III), und im vierten Teil diskutieren die Autoren neue Wohnungsfragen (IV) wie die Bedeutung der Wohnungsnot und Wichtigkeit der Wohnungspolitik, ökologische Fragen, Kritik an der Wohnforschung von Seiten der Frauen und Tendenzen des Wandels. Der Hauptteil des Buches (Teil II) ist jedoch der Genese des modernen Wohnens und der Entwicklung der Wohnungspolitik in Deutschland gewidmet (wobei die drei zusätzlichen Kapitel nicht völlig zur Einheit der Materie passen), während den „neuen Wohnungsfragen“ im letzten Teil nur sehr spärlich Platz eingeräumt wird (im besonderen der Kritik aus Sicht der Frauen, einem Kapitel von 4 Seiten).

Zu den einzelnen Kapiteln: In zwei einleitenden Kapiteln wird zunächst der Idealtypus des „modernen Wohnens“ herausgearbeitet, der sich aus dem Idealtypus des „Ganzen Hauses“ entwickelt hat. Kennzeichen des modernen Wohnens sind vier Merkmale, nämlich die *Funktion* des

Wohnens als „von beruflicher Arbeit gereinigtes Leben der verpflichtungsfreien Zeit, der Erholung und des Konsums“, die *soziale Einheit*, der Haushalt, ist „die durch rechtliche Bindung (Ehe) und Blutsverwandtschaft gefestigte Gruppe von Mann, Frau und ihren Kindern“, die *sozial-psychologische Bedeutung* des Wohnens besteht im Ort der Privatheit und der Intimität und die *rechtliche und ökonomische Verfügung*, die zunehmend arbeitsteilig ausgestaltet ist und über Wohnungsmarkt und Wohnungspolitik gesellschaftlich organisiert wird“ (S. 15). Als einzelne Merkmale kommen alle vier zwar schon viel früher vor, jedoch bildet das Zusammenreffen aller vier Merkmale im heutigen Massenwohnungsbau die Einheit, welche die Autoren von einem Idealtypus des modernen Wohnens sprechen lässt. An diesem Typus orientiert sich das gesamte Buch. Das zweite Kapitel zur Wohnkultur befasst sich damit, dass die Wohnung immer eine Mischung von strukturellen Vorgaben (materiellen Ressourcen, sozialer Zugehörigkeit, ökonomische Mangelsituation oder Ueberfluss) und kulturellen Größen (Lebensstil, Geschmack) darstellt. „*Noch die ärmlichste Wohnung ist kulturell interpretierte Not und Produkt einer spezifischen Kultur. Reichtum lässt Kultur nicht erst entstehen, sondern erweitert nur den Spielraum der kulturellen Differenzierungen*“ (S. 53).

Im dritten Kapitel zum Wohnen in der Grossstadt während der Industrialisierung werden einerseits die Bedingungen, welche für einzelne Gruppen auf dem Wohnungsmarkt galten, geschildert, andererseits wird das Schreckensbild der Mietskaserne als nur eine Form der prekären Wohnverhältnisse für die arbeitende Bevölkerung (unter mehreren) dargestellt. Wichtiger scheint den Autoren, dass die Wohnverhältnisse für gleiche soziale Gruppen überall, ob städtisch oder ländlich geprägt, sehr ähnlich waren. Eines der Merkmale der Industrialisierung war die enorme Mobilität, die aber ebenfalls

nach sozialer Gruppe differenziert ist: „*Unsicher und rasch wechselnd waren die Beschäftigungsverhältnisse und in der Folge die Wohnverhältnisse*“ (S. 82). „*Mit steigendem Sozialstatus nahm auch die Wohndauer zu, denn höherer Status war durch berufliche Qualifikation und höheres Einkommen definiert*“ (S. 64), und erst dieses schuf die Bedingungen für die dauerhafte Anmietung einer Wohnung. Wie bis in die jüngste Zeit hinein, ist das Wohnen nicht so sehr von den persönlichen Wünschen und Bedürfnissen als von makrostrukturellen Bedingungen geprägt. (S. 59).

Thema des folgenden Kapitels sind die Wohnungsreformen, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Thema avancierten. Wohnungsreformen waren eng mit einer richtigen Lebensführung verquickt, die sich je nach Standort der Reformer unterschiedlich präsentierte. Während bürgerliche Reformer via Wohnung versuchten, eine Disziplinierung der Arbeiterbevölkerung zu erreichen und diese in der abgeschlossenen Kleinwohnung mit einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung verwirklicht sahen, betonten die sozialistischen Reformer die Gleichstellung der Geschlechter durch die Aufhebung des privaten Haushalts, indem die Wohnung gleichsam zur Schlafzelle schrumpft. Gleichzeitig sollte die Erwerbstätigkeit aller erwachsenen Haushaltsmitglieder gefördert werden. Die Konkurrenz zwischen bürgerlichen und sozialistischen Reformen entschied sich zugunsten der bürgerlichen Bewegung in Form der Genossenschaftsbildung, während die sozialistischen Reformen nicht über den Modellcharakter hinaus kamen. Entsprechend wurden die Versuche z. B. von Owen und Fourier auch als Modellsiedlungen von „utopischen Sozialisten“ bezeichnet.

Als innovativste Periode in der Geschichte des Wohnens sehen Häussermann und Siebel die Wohnungspolitik in der Weimarer Republik (Kapitel 5). In dieser

Zeit werden nicht nur neue Bautechniken, neue Haus- und Siedlungsformen, neue Finanzierungsformen, sondern auch neue Formen der Selbsthilfe entwickelt. Hervorzuheben ist die Genossenschaftsbewegung, welche die Weimarer Republik zum Zeitalter der Entstehung von Tausenden von Wohnungsgenossenschaften machte. Die Finanzierungsformen (z. B. Hauszinssteuer) werden verständlich und anschaulich erläutert. Bei der Tendenz zur Industrialisierung des Bauens hat man stärker den Eindruck, die Autoren seien etwas gar unkritisch der weitverbreiteten Rhetorik der damaligen Zeit gegenübergestanden, wie sie etwa in der Zeitschrift „Das neue Frankfurt“ verfochten wurde. Denn die Industrialisierung des Bauens kam nicht über das Experimentierstadium hinaus, wie sie selbst betonen (S. 122). Weniger positiv kommen in den Augen der Autoren die übrigen Bereiche wie die neuen Siedlungsformen und die Sozialpolitik, resp. die Erziehungsversuche in der Weimarer Republik weg, wobei sie interessanterweise gerade die Siedlungsformen nur einseitig ästhetisch betrachten. Wären doch gerade hier die Marktkräfte und sozialpolitische Überlegungen bei der Beurteilung mitzuberücksichtigen gewesen (wie das auch in zahlreichen Publikationen zum Ausdruck kommt). Sie verfallen damit selbst einer einseitigen Betrachtung, gegen die sie sich gerade verwahren (S. 110).

Im folgenden wird die Wohnungspolitik der Bundesrepublik in der Nachkriegszeit dargestellt (Kapitel 7). Leider sparen Häussermann und Siebel die Zeit um den zweiten Weltkrieg weitgehend aus, obwohl nach Ansicht anderer Autoren dort der Schlüssel für viele Entwicklungen der Nachkriegszeit läge (vgl. Durth 1986, Teut 1967). Zentral in der Nachkriegszeit sind nach Ansicht der Autoren in der BRD die „Schwächung und Eliminierung von kollektiven Initiativen zugunsten des individuellen Privateigentums und einer immer stärkeren marktwirtschaftlichen Organi-

sation von Wohnungsproduktion und -verteilung“ (S. 145). Die inneren und äusseren Gründe für das Sterben der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft werden ausführlich erläutert. Die zeitgleiche Entwicklung in der DDR (Kapitel 8) lässt sich daneben als „Geschichte der Zerstörung privater und individueller Wohnungsverorgung“ beschreiben, „zu der parallel ein staatlich zentralistisches Wohnungsbau-System mit administrativer Wohnraumzuteilung aufgebaut wurde“ (S. 145). Prinzipien sind soziale Gleichheit durch gleiche Wohnbedingungen. Insgesamt ziehen Häussermann und Siebel den Schluss, dass beide Länder jeweils eine „Seite der Wohnungsfrage besser gelöst hätten: Die BRD hat die Qualität und Differenziertheit des Wohnungsbestandes erhöht, in der DDR sind Sicherheit, Kosten sowie Gerechtigkeitsfragen vorrangig gewesen.“ (S. 190)

9. und 11. Kapitel zur Wohnungsverorgung und Wohnwünschen und -bedürfnissen befassen sich stärker mit den methodischen Fragen der empirischen Sozialforschung. Nebst einer kurzen Darstellung der Wohnraumversorgung in den neuen und den alten Bundesländern steht die Problematik einzelner Indikatoren zur Wohnraumversorgung sowie die Schwierigkeiten der Erfassung von Bedürfnissen und das Paradoxon von hoher Zufriedenheit bei gleichzeitig hohen (unerfüllten) Bedürfnissen im Vordergrund. Das zwischengeschaltete Kapitel zum Wohnen von Ausländern (Kapitel 10), welches das Bild der Wohnraumversorgung stärker differenziert und sich speziell mit Aspekten der Diskriminierung befasst, passt nicht so recht in die Gliederung des Buches.

Verhältnismässig viel Platz wird dem Hauseigentum (Kapitel 12 und 13) eingeräumt. Das stark ideologiebehaftete Thema wird von mehreren Seiten her beleuchtet, und die Autoren üben sanfte Kritik an der empirischen Forschung, welche sozialstrukturelle Merkmale (Eigentümer) mit politischem Verhalten verknüpft (z. B.

Wahlverhalten) und vereinfachend auf den weitverbreiteten Konservatismus verweist.

Der letzte Teil des Bandes zu den neuen Wohnungsfragen behandelt einen Wust von Fragen auf insgesamt 45 Seiten. Das Kapitel zum ökologischen Umbau (15) beleuchtet ähnlich wie das Kapitel zu den Ausländern – einen spezifischen Aspekt, der aber bereits mehrfach in andern Kapiteln (z. B. zur Wohnversorgung heute) thematisiert wird. Während die Unvermeidbarkeit von Wohnungsnot noch relativ differenziert erläutert wird, kann dies für die Kapitel „Die Kritik aus der Sicht der Frauen“ (16) und Tendenzen des Wandels (17) mit Sicherheit nicht behauptet werden. Nicht nur sind Argumentationen teilweise so verkürzt wiedergegeben, dass sie kaum nachvollzogen werden können, es fehlen auch wichtige Argumente, die Literaturhinweise sind eher selektiv und erfassen nicht überall den neuesten Stand der Forschung.

Insgesamt gehen die Autoren eher sparsam um mit Quellen- und Literaturhinweisen im Text. Dies dürfte es vor allem den Einsteigerinnen und Einsteigern in die Soziologie des Wohnens erschweren, sich zurechtzufinden. Insbesondere kann er/sie kaum unterscheiden, welchen Hinweisen eher marginaler Charakter zukommt, und welches doch wichtigere Grundlagenliteratur wäre, um sich in ein Teilgebiet einarbeiten zu können. Da sich der vorliegende Text als Einführung versteht, betrachte ich diesen Umstand als eindeutigen Mangel des Buches.

Den Leserinnen und Lesern wäre ausserdem zu empfehlen, ergänzend zur Lektüre des Buches von Häussermann und Siebel die gleichzeitig erschienene „Geschichte des Wohnens, Band 4, 1918–1945“ (Hrsg. Gert Kähler) zu lesen, welche einerseits fehlende Aspekte der Entwicklung beleuchtet, wie die Bedeutung der Hygienebewegung (Beitrag von M. Rodenstein und S. Böhm-Ott) oder den

weitgehend ausgeklammerten Siedlungsbau und die Siedlungspolitik in der Nazizeit (Beiträge von G. Kähler). Andererseits wird in diesem Werk für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine breite und kenntnisreiche Darstellung zur Stadtplanung, Siedlungsbewegung und Alltagskultur, Alltagsleben und Wohnkultur (hauptsächlich im Beitrag von K. Hartmann) gegeben, welche im Buch von Häussermann und Siebel nur teilweise, kurz und summarisch und ohne entsprechende Dokumente zur Sprache kommen.

Ein weiteres Problem liegt meines Erachtens in der Schwerpunktsetzung des Buches. Während in andern Teilsoziologien längst die Ueberwindung der Leitmodelle aus den 60er Jahren gepriesen wird (z. B. in der Familiensoziologie), scheint man sich in der Wohnsoziologie noch immer an einem Modernismusbegriff, wie er in den 60er Jahren üblich war, orientieren zu können, indem der „Idealtypus des modernen Wohnens“ als ein geschlechtsspezifisch arbeitsteiliges Modell einer privaten Welt die gesamte Einführung prägt. Dies erklärt auch den geringen Stellenwert, der den sogenannten „neuen Wohnungsfragen“ eingeräumt wird. Schliesslich würde ich auch die Einteilung des Buches in 4 Teile und darin enthaltenen Kapitel kritisieren, deren Systematik nicht vollumfänglich einleuchtet.

Trotz dieser Einwände handelt es sich um ein informatives, material- und kenntnisreiches Buch, das allen, die mehr zur Soziologie des Wohnens wissen wollen, empfohlen werden kann. Für Personen, die sich intensiver mit der Thematik befassen wollen, wären strategisch herausgehobene Literaturhinweise in manchen Kapiteln nützlich gewesen.

*Doris Baumgartner  
Soziologisches Institut  
der Universität Zürich*

Michel Pinçon, Monique Pinçon-Charlot, *Voyage en grande bourgeoisie. Journal d'enquête*, P.U.F., Paris, 1997, 180 p.

À l'origine spécialistes de sociologie urbaine, Michel et Monique Pinçon-Charlot ont acquis leurs lettres de noblesse (sociologique !) grâce à leurs enquêtes sur l'aristocratie et la grande bourgeoisie traditionnelle françaises : *Dans les beaux quartiers*, *La chasse à courre, ses rites et ses enjeux* ou *Grandes Fortunes. Dynasties familiales et formes de richesse en France* ont séduit de très nombreux lecteurs, bien au-delà des cercles professionnels.

Conséquents jusqu'au bout dans leur démarche sociologique, ces deux auteurs nous donnent aujourd'hui à voir l'envers du décor en nous offrant une réflexion méthodologique et épistémologique aussi rigoureuse que savoureuse sur les conditions pratiques et les « secrets de fabrication » de leurs dix ans de recherches. Comme ils le disent eux-mêmes, « il ne s'agit pas d'un manuel de méthodologie normatif et désincarné », mais d'une « réflexion d'épistémologie en actes, (d')une socioanalyse de deux chercheurs en situation d'enquête ». Et c'est précisément ce qui fait l'intérêt de ce livre, à mettre entre toutes les mains (et surtout celles des apprentis-sociologues); car c'est bien d'un savoir-faire dont on nous parle, d'une pratique professionnelle, d'un art.

Après une explication de la trajectoire professionnelle des auteurs et du choix de leur objet, quatre grands thèmes sont traités et abondamment illustrés d'exemples : l'entretien; l'observation; l'écriture; la diffusion et la médiatisation des travaux de recherche.

#### *L'entretien, ou l'art de la bonne distance*

Le choix d'aller enquêter dans les milieux de l'artistocratie et de la grande bourgeoisie a un premier effet incontournable : le sociologue se retrouve en position do-

minée, ce qui est pour le moins inhabituel. Cette expérience inconfortable génère cependant une mise en perspective originale. Etranger aux codes des personnes qu'il interroge, confronté à une richesse culturelle, symbolique, relationnelle (et économique) sans commune mesure avec son propre capital – acquis essentiellement grâce à l'école, allant d'étonnement en étonnement, le sociologue vit dans l'entretien une inversion inattendue de la relation, au point que les auteurs vont jusqu'à parler du sentiment d'exclusion éprouvé par l'intervieweur.

Autre point central : la présentation de soi, sur laquelle se joue l'entretien et la relation de confiance qui le fonde. Présenter la recherche et se présenter ne vont pas de soi. L'enquêteur doit faire en sorte de présenter des signes vestimentaires et corporels qui correspondent à la civilité et au souci de l'apparence en vigueur dans les milieux qu'il étudie. « Il ne s'agit pas de singer pour autant [...] les comportements (et) le langage de l'interviewé, [...] mais d'instaurer une relation aussi dédramatisée que possible ». L'entretien suppose en effet « un minimum de considération pour les manières de faire de celui qui va être soumis à la question ». Mais ce souci de l'apparence, des manières, de l'hexis corporelle a aussi une autre fonction; elle devient pour les enquêteurs un rituel magique, quasi protecteur : « Chaque entretien dans les beaux quartiers, [...] chaque invitation dans un château firent l'objet de rituels vestimentaires qui marquaient la conscience très vive que nous avions d'avoir à affronter un monde différent de celui pour lequel nous étions faits ». Et les auteurs de tracer un parallèle avec le soin du toréador revêtant son habit de lumière ...

Le face à face avec des enquêtés maîtrisant parfaitement leur discours et faisant preuve d'une aisance naturelle nécessite une vigilance particulière de l'enquêteur, qui ressort lessivé de l'exercice : « [...] dans de nombreux cas les

entretiens, dont le démarrage est parfois lent et laborieux, se terminent à l'initiative de l'enquêteur, épuisé par l'attention et la tension que lui imposent la situation. L'enquêté au contraire paraît se détendre au fur et à mesure du déroulement. De toute évidence, et cela est valable dans d'autres milieux, il y a une forme de plaisir à prendre le temps de se raconter, de parler de soi, de réfléchir sur ses pratiques et parfois sur son destin».

*L'observation : voir et être vu*

Le chapitre sur la pratique de l'observation distingue trois cas de figure. L'observateur peut tout d'abord pratiquer incognito, mêlé au public populaire comme au Grand Prix de Deauville, ou fondu dans la foule mondaine comme lors d'une journée portes ouvertes chez un grand joaillier. Les auteurs développent à ce propos une réflexion méthodologique intéressante sur les avantages de travailler en couple : «Dans ces milieux, pour ne pas être perçu comme une fonction mais comme une personne, il faut au moins être deux». Le fait de travailler en couple permet de s'insérer dans un monde où on «accorde une importance décisive à la dimension familiale de l'identité personnelle», et où «vous êtes toujours d'abord le représentant de votre lignée». Il en résulte une meilleure insertion dans le milieu enquêté, mais aussi, ce qui n'est pas négligeable, un partage des angoisses et des observations.

Autre cas de figure : l'observateur invité (dans des réceptions mondaines), et l'observateur observé, comme dans le cas de la recherche sur la chasse à courre, où l'observation participante facilitait certes la compréhension d'un habitus de l'intérieur, mais où il a fallu que les enquêteurs, assimilés aux opposants à cette forme de chasse, gagnent la confiance du milieu étudié. Les auteurs plaident pour une «approche compréhensive des pratiques», et expliquent, exemples à l'appui, pourquoi il faut «participer pour com-

prendre», comment on peut «expérimenter le vécu des agents». On notera en passant qu'ils ont une certaine expérience de ce qu'ils prêchent, puisqu'avant d'aller se geler dans les campagnes à courir le cerf, ils ont habité dans une cité ouvrière, réveillés chaque matin à quatre heures, comme tous les habitants, au son du marteau-piqueur ...

Le chapitre se clôt par une réflexion éclairante sur les rapports entre ethnométhodologie, ethnologie et sociologie; les auteurs y mettent en évidence tant les similitudes d'approche que la différence essentielle qui distingue à leur yeux la pratique du sociologue. Mais se réclamant aussi bien de Marcel Mauss que du Bourdieu de *La misère du monde*, ils postulent aussi que «l'observation permet d'avoir accès aux affects des agents». Sur ces affects, ceux du chercheur, sur l'explication et la compréhension, quelques lignes appelées à faire référence.

*Une aventure jusqu'au bout*

Les deux chapitres centraux du livre sont suivis d'une réflexion sur la relation entre le chercheur et son objet («De l'objet impossible au sujet manipulé»), puis d'un chapitre édifiant intitulé «Aises et malaises des chercheurs». Dans sa première partie, les auteurs y font part des sentiments qui les ont agités au cours de la recherche – malaise, plaisir intense d'accéder à l'inconnu, curiosité, amiguïté face à la reconnaissance des enquêtés après la publication ... Dans la seconde partie, ils analysent assez finement les réactions auxquelles ils ont eu à faire face de la part de leurs pairs : mise en cause de la légitimité de l'objet choisi, accusations de type idéologique, absence de curiosité, déni culturel, illusions intellectualisantes, etc. Encore une fois, le domaine des affects est intégré à la réflexion, ce qui n'est pas pratique si courante en matière de méthodologie, et ne rend que plus fécond l'apport du couple Pinçon-Charlot.

Le livre se termine par deux chapitres originaux, qui n'ont pas à ma connaissance d'équivalent dans la littérature sociologique francophone. «L'écriture en sociologie» – c'est le titre du chapitre – est considérée comme moment constitutif de la recherche, devant trouver sa place entre les signes de la scientificité, les écueils de l'hermétisme ou de la vulgarisation et le nécessaire retour aux enquêtes. Comme dans tout le livre, le sérieux de l'argumentation méthodologique s'appuie sur des exemples savoureux et ô combien vécus, dans lesquels de nombreux chercheurs se reconnaîtront : «Chaque publication fut accompagnée d'un moment d'angoisse : non seulement le jugement des pairs, ou leur silence, ce qui est encore pire, allait tomber, mais encore la population enquêtée, tout autant redoutable dans ses verdicts, allait prendre connaissance de ce que l'on disait d'elle et réagir en conséquence».

Dernier chapitre, «La médiatisation du savoir scientifique et sa diffusion» propose une réflexion basée sur l'exemple des chercheurs du CNRS français et de leurs rapports avec les maisons d'éditions ainsi qu'avec les journalistes de la presse écrite, de la radio et de la télévision. A ce propos, les auteurs, expérience faite, ne se récrient pas contre «l'invraisemblable exercice» qui consiste à devoir présenter un livre ou une recherche en deux minutes. Ils insistent au contraire sur la nécessité pour les chercheurs de se plier à cette discipline, en préparant très rigoureusement leurs interventions : à leurs yeux, une diffusion correcte du savoir en sciences humaines est à ce prix. (A ce propos, on notera que la bibliographie finale est une mine en matière de méthodologie de recherche qualitative, incluant de très nombreux articles peu diffusés jusqu'ici).

Les deux brèves pages de conclusion évoquent l'enquête comme un «voyage initiatique». Pourquoi le cacher, cela nous a réjoui. Car nous sommes probablement de nombreux chercheurs à l'avoir éprouvé,

sans jamais trouver «dans les livres» un écho de cet aspect du métier de sociologue. Pour cela, mais aussi pour l'intérêt constant d'un ouvrage qui met en perspective son objet avec autant d'humour que de sérieux, le livre de Michel et Monique Pinçon-Charlot mérite une grande fortune, et pas seulement dans les beaux quartiers.

*Dominique Felder*  
*sociologue consultante, Ressources*  
*Genève*

Werner Seitz, *Die politische Kultur und ihre Beziehung zum Abstimmungsverhalten. Eine Begriffsgeschichte und Methodenkritik*, Realotopia, Zürich, 1997, 407 S., SFr. 40.—

*Politische Kultur und ihre Beziehung zum Abstimmungsverhalten. Eine Begriffsgeschichte und Methodenkritik* heisst der Titel des Buches von Werner Seitz. Es handelt sich dabei um eine leichte Überarbeitung seiner Dissertation an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern. Seitz, der die Abteilung Wahlen und Abstimmungen des Bundesamtes für Statistik leitet, hat neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit gut zehn Jahre an diesem Werk gearbeitet, und das Produkt darf sich sehen lassen. Teil 1 der Arbeit widmet sich dem Konzept der politischen Kultur, Teil 2 befasst sich mit der Analyse des Abstimmungsverhaltens.

Dem Autor geht es – so seine Absichtserklärung (S. 20) – in diesem Werk nicht darum, ein weiteres neues Konzept der politischen Kultur zu entwickeln. Vielmehr will er die bestehenden auf ihre Grenzen und Leistungsfähigkeit analysieren. Das Buch liefert auch keine akribische Übersicht über die verschiedenen Definitionen und Interpretation von politischer Kultur, sondern versucht, Entstehung, Entwicklung und unterschiedliche Ausprägungen

des Begriffs herauszuarbeiten. Es versteht sich als Werk gegen die weit verbreitete, lockere Anwendung des Konzepts, welche, nicht zuletzt auch in der Abstimmungsforschung, Abstimmungsergebnisse teilweise vorschnell als Indikatoren der politischen Kultur missbraucht.

Der umfassendere erste Teil setzt ein mit der Suche nach den Gründen für die unterschiedliche Verwendung des Begriffs der „politischen Kultur“. Dabei werden idealtypisch mit dem deutschen, dem systemtheoretischen und dem marxistischen Kulturbegriff drei grundlegend verschiedene Auffassungen des Begriffs diskutiert. Zudem wird auf die politischen und wissenschaftstheoretischen Hintergründe des „political culture“-Konzepts, wie es von Almond und Verba in ihrem 1963 publizierten Pionierwerk *The Civic Culture* verwendet wird, eingegangen. Diese detaillierte Darstellung ist sicher ein erster grosser Verdienst des Werkes. Der Autor zeigt auf, wie die „political-culture“-Forschung aus der Forschungsrichtung Comparative Politics hervorgegangen ist, welche sich nicht nur stark an die Systemtheorie und den Behaviorismus anlehnte, sondern auch normativ dahingehend tendierte, die anglo-amerikanischen politischen Systeme als „überlegen“ zu betrachten. Diese Sichtweise lässt sich zumindest insofern nachvollziehen, als dass der Zusammenbruch liberal-demokratischer Systeme in Kontinentaleuropa (namentlich vor allem der Weimarer Republik) nicht nur Angst einflösste, sondern auch erklärungsbedürftig war. Ein zentrales Glied dieser Erklärungskette bildete ein systemtheoretisches Entwicklungsmodell, bei dem Säkularisierung und strukturelle Differenzierung Voraussetzung für Stabilität sind. Bei den kontinentaleuropäischen politischen Kulturen haben, gemäss Almond (1956) und seinem Aufsatz *Comparative Political Systems*, diese Prozesse nur ungenügend stattgefunden. Immer noch würden sub- und supranationale Aspekte die nationale politische

Stabilität gefährden, und die politische Kultur sei nicht ausreichend homogen, säkular und rational abwägend wie etwa die amerikanische.

Was die Stabilitätsthese anbelangt, so haben nicht zuletzt skandinavische Länder, aber auch die Schweiz und Holland gezeigt, dass nicht nur auf zwei Parteien beruhende Konkurrenzsysteme sondern auch Mehrparteiensysteme politische Stabilität garantieren können. Es ist jedoch vor allem die Vorstellung von der Überlegenheit anglo-amerikanischer Systeme, welche sowohl den „political culture“-Ansatz wie auch die ihn alimentierenden sozialwissenschaftlichen Theorien, die Systemtheorie und den Behaviorismus, in weiten Kreisen der kritischen und linken Sozialwissenschaft diskreditierten. In der Tradition der „political culture“-Konzepte geht Seitz im weiteren auf den Sammelband *Political Culture and Political Development* von Lucian W. Pye und Sidney Verba (1965) und auf die Analyse des Wertewandels ein, dargestellt am berühmten Werk von Ronald Inglehart (1977) *The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics*.

In einem nächsten Schritt wendet sich der Autor der Reaktion der deutschen Politikwissenschaft auf die „political culture“-Forschung zu, welche sich verständlicherweise durch die Stabilitäts- und Überlegenheitsvorstellungen besonders herausgefordert sah. Dabei unterscheidet er eine erste Reihe von Werken aus den 1970er und frühen 1980er Jahren, die zwar die „instrumentell/funktionalistische Einschätzung“ des Konzepts der politischen Kultur auf die politische Stabilität teilen, die jedoch die normative Setzung des anglo-amerikanischen Entwicklungsmodells als Bezugssystem ablehnen. Exemplarisch hierfür steht Lehmbruch (1967) und sein vielbeachtetes Werk *Proporzdemokratie. Politisches System und politische Kultur in der Schweiz und in Österreich*. Lehmbruch bezeichnet, was die Fä-

higkeit zur politischen Konfliktregelung anbelangt, die Proporz- und Konkordanzsysteme der Schweiz und Österreichs als den anglo-amerikanischen ebenbürtig. Weitere Autoren, die in diesem Zusammenhang diskutiert werden, sind Jakob Schissler, Franz Urban Pappi, Dirk Berg-Schlosser, Peter Reichel, Heide Gerstenberger und Martin und Silvia Greiffenhagen.

Ein zweiter Verdienst von Seitzs Arbeit ist die Hervorhebung des Paradigmenwechsels im Umgang mit dem Konzept der politischen Kultur in der deutschen Politikwissenschaft in den 1980er Jahren. Nicht mehr die kritische Auseinandersetzung mit den „founding fathers“ des Konzeptes, sondern das Bestreben, einen innerwissenschaftlichen Diskurs über Varianten und Facetten der „Politischen Kultur“-Forschung zu führen, rückt in den Vordergrund. Was ist politische Kultur überhaupt, welches sind ihre massgebenden Einflussfaktoren und wie verändert sie sich? Im Arbeitskreis *Politische Kulturforschung* auf dem Berliner Kongress der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft 1982 erfolgte die „allgemeine Anerkennung“ des Konzepts „Politische Kultur“. Dabei wurde auf eine wissenschaftstheoretische und methodologisch eindeutige Festlegung verzichtet. Der Begriff beschreibt vielmehr „(...) einen eigenständigen Kontext politikwissenschaftlicher Analyse im Sinne der ‚subjektiven‘ Dimension von Politik. Politik umfasst dabei sowohl das gesellschaftliche Vorfeld und den input-Bereich des politischen Systems (‘politics’) als auch die zentralen politischen Institutionen (‘polities’) und konkrete Politikfelder im output-Bereich (‘policies’)“ (S. 256). Ob sich damit der Pudding an die Wand nageln lässt, um hier auf den berühmten Ausspruch von Max Kasse zurückzugreifen, bleibe allerdings dahingestellt. Etwas verallgemeinert gesehen hat seit den 1980er Jahren eine Verlagerung hin zu einem „allgemeinen erklärenden Konzept“ der poli-

tischen Kultur stattgefunden. Diskutiert werden in dieser Periode Autoren wie die beiden Kanadier David J. Elkins und Richard E. B. Simeon, Peter Reichel, Karl Rohe, Heide Gerstenberger, Hans-Georg Wehling und Hans-Peter Meier-Dallach und Moritz Rosenmund. Sowohl mit Wehling wie auch mit den beiden Zürcher Soziologen Meier-Dallach und Rosenmund wird vor allem auch die Bedeutung der Regionen für die politische Kultur thematisiert.

Damit ist auch die Brücke zum zweiten Teil des Buches, der Analyse des Abstimmungsverhaltens, geschlagen, bei dem regionale Unterschiede – vor allem bei den Aggregatdatenanalysen – eine besondere Rolle spielen. Der zweite Teil ist analytisch etwas weniger tiefschürfend, aber nicht minder lesenswert. Seitz bewegt sich hier in seinem hauptberuflichen Arbeitsfeld. Er gibt einen Überblick über die Volksabstimmungen in der Schweiz und die Erklärungsmodelle und Methoden der Abstimmungsforschung, wobei er vor allem auch Vor- und Nachteile von Aggregat- und Individualdatenanalysen hervorhebt. Ein dritter grosser Verdienst des Buches liegt in der Nachzeichnung und Diskussion von verschiedenen Schulen der Schweizer Wahl- und Abstimmungsforschung. Was die „ökologische Abstimmungsforschung“ anbelangt, so unterscheidet der Autor zwischen der soziologischen Schule der Zürcher Soziologen Rolf Nef, Hans-Peter Meier-Dallach und Rolf Ritschard sowie des Lausanner Soziologen Dominique Joye, die von einem sozialstrukturellen Erklärungsmodell ausgeht, und der historisch-politologischen Schule des Berner Professors Peter Gilg. Dem steht auf der Ebene der Individualdatenanalysen vor allem die politische Meinungsforschung gegenüber, wie sie in den frühen 1960er Jahren von Gruner eingeführt wurde. Als wichtigstes Instrument der politischen Meinungsforschung bei Wahlen und Volksabstimmungen gelten heute die Vox-Analysen, die, initiiert von

der Schweizerischen Gesellschaft für Sozialforschung und dem ehemaligen Forschungszentrum für schweizerische Politik, von den drei Politikwissenschaftsinstituten der Universitäten Bern, Genf und Zürich durchgeführt werden. Die forschungsleitende Fragestellung, ob aufgrund der Ergebnisse der eidgenössischen Volksabstimmungen der vergangenen 120 Jahre Aussagen über die politische Kultur gemacht werden können, führt Seitz zum Schluss, dass sich hierzu vor allem Aggregatsdatenanalysen aufdrängen würden, dass diese jedoch, wegen der nicht immer einfachen Interpretation der Abstimmungsergebnisse (Quellenkritik) und nicht zuletzt auch wegen der Gefahr des ökologischen Fehlschlusses (Methodenkritik), die eigentlichen Inhalte der regionalen politischen Kulturen nur „akzidentiell“ erfassen.

Es sei an dieser Stelle die kritische Anmerkung erlaubt, dass der Anspruch, aufgrund der Gesamtheit der Abstimmungsergebnisse regionale politische Kulturen „festzunageln“, wohl etwas zu hoch greift und mit allzu lautem „empirischem Rauschen“ belastet sein könnte. Die Suche nach der Erklärungskraft des Konzepts der politischen Kultur in ganz spezifischen Abstimmungen, hätte wohl andere Ergebnisse geliefert. Ohne Zweifel erklären beispielsweise grössere Sympathien für direktdemokratische Mitwirkungsmöglichkeiten in der Deutschschweiz oder konfessionelle Präferenzen als Elemente der politischen Kultur bestimmte Abstimmungsentscheide. Die Schlussfolgerung, dass es sich beim Konzept der politischen Kultur um eine Residualkategorie handle, die sich ex ante kaum bestimmen lässt, dürfte vor allem auch den Kultursoziologinnen und -soziologen schwer aufstossen. Politische Kultur kann, muss aber nicht in jedem Fall für den Abstimmungsentscheid verantwortlich sein.

Zudem ist bei Abstimmungsanalysen der Erklärungsgehalt struktureller Variablen ebenfalls relativ dürftig und hat in letzter Zeit wohl eher noch abgenommen. Es ist letztlich sicher einfacher vorherzusagen, wie die Anhängerschaft von Blochers AUNS in gewissen Sachfragen stimmen wird, als vorauszusehen, welcher Partei Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Stimme geben werden. Und sind nicht vielleicht gerade deshalb die SVP und die SP zur Zeit so erfolgreich, weil es ihnen gelungen ist, nicht nur Interessen und konkrete Anliegen zu vertreten, sondern in ihrer Anhängerschaft so etwas wie eine Basis für eine gemeinsame politische Kultur zu schaffen, respektive kulturelle Elemente zu mobilisieren?

Eine abschliessend Würdigung der Arbeit von Seitz fällt jedoch ohne Zweifel positiv aus. Das Buch ist klar strukturiert. Es bewegt sich, sowohl was den analytischen Gehalt und die sprachliche Abfassung wie auch was die herausgeberischen Qualitäten des Verlags Realtopia anbelangt, deutlich über dem Dissertationsstandard. Die sich wiederholenden Einleitungen, Absichtserklärungen und Zusammenfassungen führen zwar teilweise zu Redundanzen, die den Lesefluss stören mögen, sie machen das Werk jedoch zu einem hervorragenden Arbeitsinstrument, welches es erlaubt, an verschiedenster Stelle direkt in die Problematik einzusteigen. Wer immer in seinen Arbeiten auf die politische Kultur zu sprechen kommt, dem sei die Lektüre wärmstens empfohlen. Er oder sie riskiert dabei höchstens, dass eine allfällige Leicht(sinn)igkeit im Umgang mit dem Begriff verloren geht.

*Andreas Ladner  
Institut für Politikwissenschaft  
Universität Bern*

Yann Boggio, Sandro Cattacin, Maria Luisa Cesoni, Barbara Lucas, *Apprendre à gérer. La politique suisse en matière de drogue*, Georg, Genève, 1997, 105 p.

La politique suisse en matière de drogue fait aujourd'hui beaucoup parler d'elle. Boggio et al. proposent dans cet ouvrage d'en clarifier les spécificités et les enjeux en retraçant l'évolution depuis la signature des premières conventions internationales jusqu'à l'actuelle politique des «quatre piliers».

Il s'agit tout d'abord de saluer l'effort de concision des auteurs qui proposent, en moins de 100 pages, une synthèse des principales transformations de cette politique au cours de ce siècle, dans un style accessible à un large public. Corollaire de cette concision, il faut parfois regretter l'absence de développements ou de mises en perspectives qui restreignent la compréhension de certains passages. Il s'agit enfin de souligner l'approche essentiellement politique de l'ouvrage qui n'aborde que très sommairement l'analyse du contexte social dans lequel l'évolution de la politique suisse en matière de drogue s'insère.

Les auteurs replacent tout d'abord la naissance de cette politique dans l'évolution du mouvement prohibitionniste, largement soutenu par les Etats-Unis, qui se développe à l'échelle internationale dès la seconde moitié du XIX<sup>e</sup> siècle. Reprenant en cela les thèses développées par A. Coppel et C. Bachmann<sup>1</sup>, ils expliquent ce développement par la conjonction de l'influence des lobbies puritains et des enjeux économiques et politiques liés au contrôle du juteux marché que représente le commerce de ces «remèdes-miracle» que sont alors les drogues.

Ils démontrent ensuite comment la Suisse s'est inscrite dans ce mouvement sous la pression des autres nations, ce qu'ils expliquent d'une part par l'influence d'une industrie pharmaceutique soucieuse de préserver ses débouchés et d'autre part par le manque de sensibilité des cantons dans un pays où l'alcool domine largement. Les premières Lois fédérales sur les stupéfiants ne constituent dès lors qu'une réponse aux exigences des conventions internationales que la Suisse est amenée à signer et ne tiennent absolument pas compte de la réalité sociale du pays. Il ressort d'ailleurs de l'ouvrage que si cette réalité, et en particulier le sort des consommateurs, est au cœur des arguments des prohibitionnistes, les premiers textes législatifs suisses et internationaux se contentent de réglementer la production et le commerce des stupéfiants, laissant aux médecins et aux oeuvres de bienfaisance le soin de s'occuper des «malades».

C'est dans la première moitié des années 70 que la Suisse va développer une véritable politique de la drogue. Les auteurs mettent en évidence comment la Suisse, dans un contexte général en Occident marqué par le développement de nouvelles formes de consommation liées à la découverte des drogues et à la quête existentielle d'une jeunesse qui ne se reconnaît plus dans les valeurs de ses pères, met en place un modèle spécifique qui se distancie des conventions internationales pour s'attacher désormais aux réalités sociales internes. Reposant sur trois piliers que sont la répression, le traitement et la prévention, ce modèle intègre désormais pleinement les consommateurs. Mais il reste d'autant plus prohibitionniste que seul le pilier de la répression est véritablement défini et pourvu de moyens, et que la grande majorité des mesures thérapeutiques exigent de la part des patients un retour immédiat à l'abstinence. En outre, l'introduction de la pénalisation de la consommation par la révision en 1975

1 Le dragon domestique : Deux siècles de relations étrangères entre l'Occident et la drogue, Albin Michel, Paris, 1989.

de la législation fédérale concentre sur les usagers l'essentiel des forces répressives qui restent largement impuissantes face au développement du trafic international. Si les auteurs s'attachent à décrire en détail le contexte dans lequel ce nouveau modèle est né, il est regrettable qu'ils n'évoquent pas davantage les débats qu'il a soulevés et les arguments des forces – prohibitionnistes ou légalisatrices – qui s'y sont opposées. Cette lacune se retrouve d'ailleurs tout au long de l'ouvrage. Ils n'hésitent par contre pas à montrer les limites de ce modèle et, se référant à des documents d'époque, à dénoncer la marginalisation galopante des usagers qu'ils présentent comme la principale conséquence des trois piliers.

Ce ne sont toutefois pas les critiques qui commencent de se faire entendre au début des années 80 qui vont donner l'impulsion à une nouvelle approche des problèmes de toxicomanie, mais l'apparition du VIH. Les auteurs démontrent que, contrairement aux époques précédentes, l'impulsion cette fois ne vient pas de la Confédération mais des associations privées qui oeuvrent sur le terrain auprès d'une population en danger de mort et clochardisée. Leur approche pragmatique et souvent originale, qui fait passer la survie avant les principes moraux et idéologiques, s'impose rapidement aux villes, et particulièrement aux grands centres urbains qui voient fleurir les premières scènes ouvertes, avant de s'étendre aux cantons et enfin à la Confédération.

Celle-ci va alors reprendre le flambeau pour jouer désormais un rôle moteur. En 1991, elle lance son fameux «paquet de mesures» qui fonde une nouvelle politique : celle des désormais célèbres «quatre piliers». Les auteurs démontrent qu'il ne s'agit pas de renforcer la stabilité de la construction en proposant une béquille de plus : en introduisant l'aide à la survie au côté des trois piliers déjà développés, c'est bien un changement de philosophie qui s'effectue et se concrétise par une re-

définition du poids de chaque pilier. Les auteurs soulignent également l'originalité de la nouvelle approche : conscientes d'avoir affaire à un phénomène en constante évolution et dont on ne sait encore que très peu de chose, les autorités fédérales veulent une politique diversifiée, évolutive et capable d'apprendre. Ce sont désormais les expérimentations du terrain qui donnent le cap, dans une «navigation à vue» où l'abstinence n'est plus l'objectif immédiat mais seulement un point sur l'horizon vers lequel il faut tendre. Pour l'aider dans son entreprise, la Confédération invite désormais cantons, villes et organisations privées à coordonner leurs actions dans un «partenariat horizontal» audacieux dans un pays marqué par la verticalité des rapports fédéraux.

L'intérêt principal de cet ouvrage est sans doute de permettre de comprendre comment une telle politique a pu voir le jour et qu'elle ne se résume pas aux prescriptions d'héroïne mais repose au contraire sur une pluralité d'approches et de thérapies. Ce qui ne se lit par contre qu'entre les lignes, c'est que cette évolution s'explique, depuis les années 70, par un recentrage des préoccupations autour des usagers, et plus spécifiquement autour de ceux d'entre eux qui rencontrent et posent le plus de problèmes : les usagers dépendants. En d'autres termes, la politique suisse en matière de drogue s'oriente de plus en plus vers une politique de la toxicomanie et de la dépendance. Cette tendance est portée autant qu'elle s'illustre par la transformation de la représentation de la toxicomanie dans la population suisse (passage du *drogué-délinquant* au *toxicomane-malade*), fruit des premières campagnes d'information et de la sensibilité qui s'est développée autour des images des scènes ouvertes.

Cette transformation explique en grande partie, selon les auteurs, l'accueil favorable que la population suisse réserve dans l'ensemble à cette nouvelle politique. Dans son ensemble seulement car de

nombreuses voix se sont élevées ces dernières années contre les mesures entreprises. Et là réside sans doute une des principales faiblesses de cet ouvrage. Car si les auteurs évoquent naturellement les deux initiatives contradictoires qui marquent l'opposition à la politique fédérale actuelle, ils ne livrent aucune analyse ni des arguments ni du poids des forces qu'elles représentent. Cette absence est d'autant plus dérangeante que les auteurs déclament, à travers tout l'ouvrage et en particulier aux chapitres 3 et 4, une véritable ode à l'oeuvre actuelle des autorités fédérales, justifiant toutes les options et se faisant l'écho de résultats très positifs sur le terrain, ignorant en cela les bémols des rapports comme les critiques adressées à ces derniers. Il ressort du tout un sentiment de partialité qui incite à la méfiance.

Même les quelques critiques lancées dans le dernier chapitre contre la politique actuelle restent dans la ligne générale du discours des autorités fédérales. Les auteurs concluent en effet en présentant brièvement les grands enjeux qui pèsent sur la politique actuelle (résultat des votations populaires, poids des conventions internationales, évolution du trafic et des moeurs) puis en montrant les limites et les contradictions. Ils offrent notamment une analyse intéressante des «allégeances multiples», protectrices ou déstabilisatrices, auxquelles les consommateurs restent soumis encore aujourd'hui. «Les usagers de stupéfiants restent des hors-la-loi et ce statut les rend vulnérables [...] Les mesures proposées restent des palliatifs, certes innovateurs, mais toujours sous-tendus par l'ambiguïté entre malade et délinquant, politique de santé et ordre public» (p. 94). Cette ambivalence est toutefois au coeur de l'argumentation de Berne pour pousser à la dépénalisation de la consommation et à l'extension des programmes de distribution d'héroïne. Deux solutions prônées dans le rapport de la Commission d'experts pour la

Révision de la loi fédérale du 3 octobre 1951 sur les stupéfiants<sup>2</sup>, dont les auteurs reprennent largement les recommandations et les argumentaires.

Il ressort de tout ceci que cet ouvrage pêche largement par l'absence d'une analyse critique de la politique qu'il défend et d'une présentation des forces d'opposition actives dans le pays. Il a par contre la grande qualité de présenter de manière concise une politique qui reste largement méconnue dans sa globalité en Suisse comme à l'étranger et qui, par sa position originale dans un contexte prohibitionniste généralisé, suscite un intérêt international marqué. Il nous donne aussi à voir une Suisse innovante, désireuse d'affronter les problèmes de front et dans un esprit de coopération dépassant les frontières du fédéralisme et de l'intervention privée et publique.

Pascale Gazareth  
Institut de sociologie  
Université de Neuchâtel

Helmut Willems, *Jugendunruhen und Protestbewegungen. Eine Studie zur Dynamik innergesellschaftlicher Konflikte in vier europäischen Ländern*, Leske + Budrich, Opladen, 1997, 504 S., DM 48.—

Zuweilen scheint, als ob politische Unruhen und „soziale Bewegungen“ sich bloss noch spukhaft gebärden, plötzlich auftauchen, wo sie niemand erwartet, um ebenso unversehens wieder zu verschwinden. Als zu Beginn der neunziger Jahre die Pogrome von Hoyerswerda und Rostock die Öffentlichkeit erschütterten, enthüllten sie ein bislang unbekanntes Mass an Zerstörungswut und Aggression, das etabliertes Begriffsvermögen ob dieser Gewaltausbrüche, erstmals als gewal-

2 OFSP, Berne, février 1996.

tiges Spektakel live in die Bürgerstuben geschaltet, kläglich scheitern liess. Doch der Anschein der Ruhe in Hoyerswerda und Rostock stellte sich ebensoschnell wieder ein, wie er gebrochen worden war. Indes: wird politischer Protest beinahe herbeibeschworen, sind alle gängigen Ursachen für sein Auftauchen registriert, bleibt er womöglich ganz einfach aus: die studentische Bewegung gegen die deutsche Bildungsreform beispielsweise, obwohl allerseits begrüsst, scheint Chimäre zu bleiben wie dazumals der „heisse Herbst“, der es kaum zur Karikatur seiner selbst brachte.

In Anbetracht dieses eigentümlichen Gebärdens muss Aufmerksamkeit erregen, wenn eine materialreiche Studie erscheint, die den „nicht-institutionalisierten“ Protest seit den achtziger Jahren in vier europäischen Ländern untersucht. Es ist Helmut Willems Verdienst, dass er sich sozialen und politischen Protests gerade in jenen Phasen annimmt, bei der die Unruhen – auch für die sozialwissenschaftliche Forschung – noch kaum fassbar, noch flüchtig sind, sich weder in der einen oder anderen Form institutionalisiert haben. Angesichts dieser kaum fixierbaren Dynamik und Erscheinung der Konflikte verwehrt sich Willems, in „konventioneller Manier“ eine konsistente Theorie der Bedingungsfaktoren zu artikulieren, die das Erscheinen der Unruhen bündig zu erklären vermöchte, will vornehmlich das Material, die Ereignisse selbst sprechen lassen, um auf diese Weise das Prozesshafte, Kontingente des Konfliktverlaufs einzufangen, ohne dass die Geschehnisse bereits in das Prokrustesbett einer vorgefertigten Kausalitäts- und Begriffsstruktur gespannt würden.

Der erste Teil der rund fünfhundertseitigen Untersuchung beginnt mit einem Überblick der Erklärungsansätze „unkonventionellen“ politischen Protests. Die theoretische Arbeit entfaltet ein eigentliches Panorama der gängigen theoretischen Ansätze. Willems eigene Präferenzen lie-

gen jedoch klar bei Positionen, die dem „symbolischen Interaktionismus“ zuzuordnen sind. Dies ergibt sich stringent aus der Fragestellung: denn Willems will vornehmlich die Entwicklungsprozesse und die „Eskalation“ der Konflikte untersuchen und dabei das Augenmerk auf die Perzeption der Konfliktparteien richten. Andere Theorierichtungen, die sich mit eher gesellschaftlichen und politischen Bedingungen der Konflikte beschäftigen, werden indes etwas gar salopp als „Ein-Faktor-Ansätze“ kritisiert (so etwa Tillys Arbeiten), weil sie, wie auch etwa Ansätze der relativen Deprivation, die Handlungen lediglich als Reflex ihrer Ursachen erscheinen liessen.

Für Willems hingegen ist konfliktives kollektives Verhalten vornehmlich unter dem Aspekt der Interaktions-, Kommunikations- und damit verbundenen Definitionsprozesse untersuchungswürdig. Die Besonderheit dieses Ansatzes liegt darin, dass die Kommunikationsprozesse nicht nur auf sprachlichen Tausch beschränkt werden, sondern sich auf alle Handlungen beziehen, die sich im Konfliktverlauf ereignen. Die damit einhergehende, vornehmlich auf Watzlawick zurückgeführte These sieht in symbolischen Interaktionen neben dem Informationsaustausch stets auch eine nicht-explizite Ebene der Beziehungsdefinition enthalten, die gerade durch ihre Verdecktheit zu vielfältigen Konfusionen Anlass geben kann. In Konfliktsituationen, so die Überlegung, die viel Kontingenz in ihrem Entwicklungsverlauf aufweisen, finden auf diese Weise ständig Neu- und Redefinitionen der Beziehungen statt, weswegen die verschiedenen Formen kollektiven Verhaltens letztlich als ein „unvorhersehbares Produkt fortlaufender Interaktions- und Kommunikationsprozesse“ ihre Bedeutung erlangen. Die „differentielle Interpunktion“, womit Watzlawick die Strukturierung der Kommunikationseinheiten selbst beschreibt, lässt Ursachen, Folgen und Schuldzuweisungen in den verschiedenen Perspek-

tiven eigentlich durcheinanderwirbeln. Soll der Entwicklungsverlauf verstanden werden, so die Überlegung, müssen deshalb vornehmlich die sich wandelnden Realitätsannahmen, Werte, Ziele und Absichten der Akteure identifiziert werden.

Die Tragfähigkeit dieser Perspektive will Willems über eine „systematische Deskription“ von Konfliktverläufen und Eskalationsprozessen demonstrieren, welche die Perspektiven der Konfliktbeteiligten aufarbeitet, vergleicht und mit einer „perspektivenunabhängigen“ Darstellung der Ereignisse (selbstverständlich diejenige des Autors) in bezug setzt. Dadurch erhofft sich Willems, nunmehr wieder „Informationen über verschiedene Arten von (möglicherweise typischen) Konfliktverläufen zu erhalten, sowie Mechanismen und Bestimmungsfaktoren der Konflikt- und Eskalationsprozesse zu identifizieren“. Zum Zuge kommen dabei die Verlaufsstudien von mehr als zwanzig öffentlichen, kollektiven Konflikten, die hauptsächlich eines gemeinsam haben: nämlich dass sie „durch gewaltsame Eskalation gekennzeichnet sind“ und als „Hauptakteure“ Protestgruppen und staatliche Organe wie die Polizei besitzen. Die untersuchten Ereignisse reichen von den „Ausschreitungen“ in Grossbritannien zu Beginn der achtziger Jahre über die Zürcher Unruhen und Krawalle in französischen Grossstädten bis hin zu den Pogromen von Hoyerswerda und Rostock. Zur Rekonstruktion der Ereignisse beruft sich Willems vornehmlich auf Zeitungsberichte, öffentliche Gutachten und teils auch sozialwissenschaftliche Analysen, die er sekundär auswertet. Bei zwanzig Konflikten ist das Zusammentragen des Materials gewiss eine grosse Arbeit, bei den einzelnen Verlaufsrekonstruktionen erscheint das konsultierte Material jedoch spärlich, verbleibt bei der Konsultation von einem Dutzend Berichte, Analysen und Zeitungsartikeln, die selbst bei Konflikten in Grossbritannien und Frankreich oft deutschen Zeitungen entnommen sind.

Dem einleitenden Versprechen seiner Untersuchung, die Konfliktodynamik über die verschiedenen, sich stetig wandelnden symbolischen Interaktionen zu rekonstruieren, wird Willems Untersuchung kaum gerecht. Stereotyp sind die einzelnen Rekonstruktionen nach „Chronologie der Ereignisse“, „Hintergründe und soziale Bedingungen des Konflikts“, Konfliktodynamik und Reaktionen des politischen Systems aufgelistet, als sollte erst mal Ordnung in die verwirrlchte Sache gebracht werden. Ökonomische Probleme und hohe Jugendarbeitslosigkeit sowie ethnische Segregation werden beinahe rituell als Ursache für die Konflikte aufgeführt, was zutreffend sein mag, aber wiederum erstaunt, nachdem zuvor alle kausalen Erklärungsmuster, die in politischen und sozialen Strukturen gründen, in Bausch und Bogen verworfen worden waren. Immerhin könnten diese Ausführungen als blosser Zusammenfassung massenmedialer und offizieller Berichterstattung, die jegliche sorgfältige Lektüre missen lässt, dafür aber den Lesenden mit einer Unmenge von Fakten zu erschlagen droht. Dass der Autor seine Quellen kritisch rezipiert und seine Methode der Wissensschaffung in irgend einer Form reflektiert, bleibt leider vergebliche Hoffnung. In bewundernswerter Zuversicht will sich der Autor über Medienberichterstattung und offizielle Berichte seine „perspektivenunabhängige“ Sichtweise der Dinge erarbeiten, die er braucht, um die Dynamik der symbolischen Interaktionen zu begreifen, vermag aber letztlich kaum mehr als Allgemeinplätze zu präsentieren, die hinlänglich aus den Medien bekannt sind – etwa wenn allen Ernstes die mangelnde Möglichkeit einer „sinnvollen Freizeitgestaltung“ als Ursache für Riots in Stadtquartieren mit gras-

sierender Jugendarbeitslosigkeit angesehen wird.

Weshalb erscheinen die Erkenntnisse, die ein solcher Umgang mit dem Material liefert, so dürftig? Vielleicht ganz einfach, weil die „Weltbilder“ und „Werte“ der Beteiligten sich für Willems Methode der Dokumentation kaum als so transparent erweisen, wie er sich erhofft. Gerade die Zürcher Unruhen hatten gezeigt, wie sehr die Berichterstattung zu Händen der Öffentlichkeit nicht bloss beobachtet, sondern selbst Bestandteil des Konflikts ist. Mit in die Absurdität übersteigter massenmedialer Selbstdarstellung, die selbst nur Spiegel sein wollte, verstand sich die Bewegung, des unmittelbaren Blicks auf sich selbst zu erwehren (man erinnere sich an den legendären Auftritt des Ehepaars Müllers am Fernsehen). Wie sehr die etablierte Öffentlichkeit gleichermassen als Spielfeld benutzt wie vehement auf Distanz gehalten wurde, hatten nicht zuletzt auch die Sozialwissenschaften zur Kenntnis zu nehmen: Die Bewegung weigerte sich standhaft, wie Hanspeter Kriesi erfahren musste, als Objekt einer Fallstudie zu gelten und zeitigte in der „Phase der Datenerhebung massiven Widerstand“, was für Kriesi letztlich „grundsätzliche Fragen über die Rolle der Sozialwissenschaften“ aufgeworfen und entsprechende Reflexionen zur Folge hatte.

Doch zu einer solchen Erfahrung, zu solchen Einsichten vermag der Autor gar nicht erst zu gelangen – zu gross ist die Distanz bei zwanzig Fallstudien, zu gross ist die Distanz aufgrund einer blossen Sekundäranalyse bereits veröffentlichten Materials. Es ist so nur folgerichtig, dass sich Willems im analytischen Teil seiner Untersuchung in seinen Aussagen kaum über den alltäglichen Diskurs zu erheben vermag, diesen in gar auf merkwürdige Weise verdoppelt. Fatal wird dies dann, wenn Willems „fremdenfeindliche Unruhen“ über die eklatante Vergrösserung von „Migrationsströmen“ erklären will, die mit Ziffernreihen über Asylgesuche be-

legt werden und damit letztlich Rassismus und Fremdenfeindlichkeit auf Erfahrungen mit der Bevölkerungsgruppe, die darunter leidet, zurückführen möchte. Der Konnex zu seinen theoretischen Überlegungen, die nicht zuletzt Berger und Luckmanns „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ angerufen haben und vielversprechend kommunikationstheoretische Überlegungen einführen, ist damit endgültig gerissen. Vollends verliert Willems die argumentative Plausibilität, wenn er erkennen will, dass die Pogrome von Hoyerswerda und Rostock, einen ganz spezifischen, „realen“ Kristallisationspunkt besessen hätten, nämlich die Asylsuchenden, und die Aggression dabei nicht auf der Basis eines tradierten kollektiven Bewusstseins entstanden ist wie bei der Ablehnung von Juden oder Türken. Als ob der Antisemitismus in seinen gewalttätigen Äusserungen ein weniger klar umrissenes, konkretes Feindbild aufgewiesen hätte.

Letztendlich rächt sich in diesen, sich umfassend gebenden Rekonstruktionen die bloss kursorische theoretische und vor allem die mangelnde methodische Reflexion, die von einer erstaunlichen Selbstgewissheit getragen wird, sich die soziale Welt über das blosses Registrieren von Sekundärquellen erschliessen zu können. Willems liefert durchaus auch interessante Erkenntnisse, besonders hinsichtlich der Folgen polizeilichen Handelns, die in Hinblick auf aktuelle Diskussionen von einiger Brisanz sein könnten. Doch weshalb nimmt sich der Autor nicht die Ruhe, bei diesen zu verweilen und diese zu diskutieren? Weshalb verbleibt er nicht bei einer genauen Beobachtung eines Geschehens, diskutiert ein theoretisches Argument eingehend, sondern hastet von Kategorie zu Kategorie, von Begriff zu Begriff, von Ereignis zu Ereignis. Dass in der Conclusio abschliessend auch von den Fischereikriegen bis zur vernetzten Weltgesellschaft noch die verbliebenen Restthemen thematisiert werden, die das zu

Ende gehende 20. Jahrhundert beschäftigen, rundet so die Arbeit nichts anderes als stimmig ab.

Willems hat sich eines hochbrisanten Themas angenommen, er ist womöglich im Begriff, sich einen vielversprechenden Ansatz zu erschliessen, der jenseits ausgetretener Pfade der Sozialforschung bemerkenswerte Ergebnisse liefern könnte. Anstatt sich seinen Standpunkt genau zu erarbeiten, erschlägt er ihn mit Material und unerwartet auftauchenden Argumenten, um sich sogleich wieder im begrifflichen Gestrüpp tagespolitischer Kommentare zu verstecken. Es scheint beinahe, als hätte sich die Arbeit ob der Fülle des Materials verselbständigt und sich hinter dem Rücken des Autors dem Untersuchungsgegenstand selbst angeglichen.

Felix Keller  
Soziologe  
Zürich

Cléopâtre Montandon (avec la collaboration de Françoise Osiek), *L'éducation du point de vue des enfants*, L'Harmattan, Paris, 1997, 256 p.

Cléopâtre Montandon et Françoise Osiek portent un nouveau regard sociologique sur l'enfance en postulant que l'enfant est *sujet actif* du processus éducatif et en étudiant les enfants en tant que groupe social distinct. Elles s'intéressent dès lors à leurs particularités tout en tenant compte de leur statut de dépendance. Elles présentent en annexe une approche théorique et méthodologique multiple, phénoménologique (définition de la réalité sociale), interactionniste (définitions en interaction avec l'environnement) et compréhensive (comment ils vivent, analysent et agissent). Définissant la *socialisation* comme un processus dans lequel l'enfant est actif, elles étudient son *expérience sociale*

comme l'interdépendance des *représentations*, des *émotions* et des *actions*, se basant sur le caractère indissociable du cognitif et de l'affectif. Elles cherchent ainsi à cerner les types de rapport que l'enfant entretient avec les trois logiques du système éducatif qui sont la *logique de transmission* des savoirs, savoir-faire, savoir-être, la *logique d'organisation* de la transmission de cet héritage culturel et la *logique d'orientation*, c'est-à-dire comment parents et enseignants orientent les enfants dans le système scolaire, la société et le monde du travail. La démarche de recherche consiste en des entretiens semi-directifs auprès de 67 enfants genevois de 11 et 12 ans de quatre classes de sixième (et dernière) année primaire. Les entretiens proposent aux enfants diverses méthodes (associations d'idées, expression libre, scénarios, listes de mots) pour s'exprimer librement sur comment ils vivent et ressentent les actions éducatives de leurs parents et de leurs enseignants, ainsi que leurs interactions avec les adultes et leurs pairs.

S'adressant à tous les acteurs du champ éducatif, cet ouvrage se divise en trois parties. Les chapitres 2 à 5 sont consacrés au rapport à l'éducation, autrement dit au sens que les enfants en donnent et comment ils se situent par rapport à l'autorité, aux savoirs et à l'orientation future de leur vie. Le chapitre 6 constitue une deuxième partie centrée sur la construction de l'identité au travers de la place qu'occupent dans la vie des enfants les autres scènes de l'éducation et la vision qu'ils ont de leurs qualités et de leurs compétences, de leur statut et de leur avenir. Si les deux premières parties sont du point de vue méthodologique une analyse transversale tentant de dégager des similitudes ou des différences selon le milieu social, le sexe ou la réussite scolaire, la dernière partie brosse des profils d'enfants en dégageant différents types de rapport à l'éducation familiale et scolaire.

Dans la présentation des résultats qui suit, ce n'est pas tant la fréquence statistique des réponses que je livre que les différentes caractéristiques du discours des enfants, dimension la plus représentative de cette recherche exploratoire.

Lorsque les enfants évoquent l'idée d'éducation scolaire et familiale, ils l'associent en priorité aux personnes et à leurs actions éducatives. Ils mentionnent également leurs propres activités d'apprenant et les valeurs transmises (politesse, obéissance) renvoyant à l'idée de la «bonne éducation» qu'ils désirent recevoir. Spontanément, ils ne mentionnent que dans de très rares cas les autres domaines de l'éducation tels que les loisirs, la télévision, les associations sportives, comme si l'éducation se cantonnait à la sphère scolaire et familiale.

Ils donnent une image traditionnelle des rôles parentaux et définissent la famille comme le refuge de l'affectivité, le lieu où ils apprennent à s'exprimer, à nouer des liens sociaux. Les types de savoirs qu'ils revendiquent sont avant tout du domaine des relations, des valeurs et des comportements. Ils attendent principalement de leurs parents qu'ils les aident à se comporter et à «se débrouiller dans la vie» (savoirs pratiques), à être responsabilisés, à comprendre le monde alors que l'offre des parents se dirige plutôt vers les résultats scolaires et les comportements au quotidien. Ce qu'ils apprennent réellement dans la famille correspond cependant à leurs désirs, mais pas dans une proportion identique : les savoirs pratiques transmis par les parents sont prédominants par rapport aux savoirs relationnels ou moraux attendus des enfants.

Les enfants ont parfois des demandes contradictoires entre la stimulation à l'autonomie et le besoin d'être guidés, contrôlés, voire punis, la punition agissant ici comme marque d'intérêt à leur égard. Dans les faits, il y a des différences entre les discours des parents qui valorisent plutôt une méthode moralisante ou re-

lationnelle et un recours à la punition plus fréquent qu'ils ne le disent.

L'école apparaît du reste comme le lieu principal de l'éducation, un cadre structurant; en effet les enfants sont rarement très négatifs. Cependant, elle passe à la deuxième place lorsqu'ils évoquent les voyages durant lesquels ils disent apprendre beaucoup. Ce qu'ils attendent d'un «bon» enseignant, ce sont avant tout des qualités didactiques (bien enseigner), humaines (empathie) et finalement pédagogiques (créer un bon climat de classe, des leçons imaginatives). Par contre, le «mauvais» enseignant est celui qui n'a pas de qualités pédagogiques, puis humaines et finalement didactiques. Dans l'ensemble, ils supportent mal un excès d'autorité et l'imposition des choix d'études.

Ils ont beaucoup d'idées concernant le type de savoirs transmis à l'école; ils souhaiteraient approfondir les matières existantes, ajouter des leçons plus expressives (théâtre, danse, musique), principalement parmi les enfants des milieux populaires qui y ont souvent moins accès que les enfants des milieux favorisés. S'ils éprouvent de nombreuses émotions le plus souvent négatives (peur, honte, colère) par rapport aux notes, ils sont une majorité à accepter ce système qui leur sert de repère du moment où ils ne connaissent pas d'autres modes d'évaluation. Ils attendent que l'école leur apporte les savoirs nécessaires à l'orientation future de leur vie. Ils l'expriment en majorité en soulignant son aspect utilitaire, même si une grande partie ne se sent pas du tout concernée, motivée par la valeur intrinsèque ou utilitaire des savoirs.

Le registre des émotions est plus varié à l'école que dans la famille. Les enfants éprouvent souvent de la colère face à l'injustice, de la pitié ou de la tristesse face à leurs camarades pris à parti, de la peur face à l'évaluation ou à la sévérité du maître, mais également de la honte ou de la timidité lorsqu'ils doivent s'exprimer

devant toute la classe. Apprendre provoque des émotions diverses, mais rarement très négatives. Dans la famille, les émotions sont plus «passionnelles», joie, colère, fierté, amour, jalousie, liées à une implication affective plus importante.

Les réactions à l'autorité sont plutôt de l'ordre de la conformité que ce soit à l'école ou dans la famille. Cependant les stratégies pour infléchir l'autorité parentale sont plus importantes et diversifiées qu'à l'école. Les enfants sont capables d'analyser très finement leurs stratégies d'apprentissage en expliquant que leurs résultats scolaires dépendent en majorité de conditions internes (volonté, motivation, concentration). Ils mettent rarement en cause les qualités des enseignants ou des événements extérieurs pour expliquer leurs mauvais résultats par exemple. En règle générale, ils ne manquent pas de ressources pour se faire entendre, négocier, être acteurs de leur socialisation. Ils semblent tous être conscients de leurs droits et de leurs désirs, mais également de l'inégalité liée à leur statut.

Le modèle d'adulte visé par les enfants est ambitieux. Il met l'accent sur les capacités d'adaptation et les qualités relationnelles permettant à l'individu de s'intégrer dans la société, de choisir un métier épanouissant, laissant de la place aux loisirs. Les parents mettent l'accent sur les qualités instrumentales (adaptation aux contraintes sociales), alors que les enfants valorisent les qualités expressives et relationnelles. La majorité des parents et des enfants visent les filières nobles du cursus scolaire. Les enfants revendiquent le droit à la liberté de décision, même s'ils sont conscients de l'influence de leurs parents et du poids de l'évaluation et de la sélection scolaire.

L'école et la famille ne sont pas les seuls lieux d'éducation et les enfants accordent une part non négligeable aux loisirs, aux activités hors du cadre scolaire, aux voyages, à l'auto-éducation entre pairs. Il ressort du chapitre 6 que les enfants

montrent une part très active dans la construction de leur identité. La place accordée au «meilleur copain» est très importante; celui-ci agissant comme miroir leur permet de se construire, soit par identification, soit par confrontation des idées. S'il y a des apprentissages dits techniques entre les enfants, la place accordée aux apprentissages relationnels, culturels, ainsi qu'à la connaissance de soi est primordiale. La télévision apparaît par contre plus divertissante qu'éducative. À l'école, ils disent en majorité préférer le travail à deux ou en groupes, plus motivant et sécurisant que le travail individuel, cependant plus efficace pour certains élèves. Ils disent apprendre avec leurs camarades des choses qu'ils ne pourraient acquérir dans d'autres contextes.

Ils ont une perception de leurs qualités et de leurs compétences relationnelles et expressives avant tout. Ils aspirent à l'autonomie, mais reconnaissent manquer encore d'assurance lorsqu'il s'agit de prendre la parole par exemple. S'ils s'acceptent, en grande majorité, «comme ils sont», quelques enfants souhaiteraient changer certains détails physiques (cheveux, taille, lunettes). Les parents agissent soit comme modèles ou contre-modèles, lorsqu'ils choisissent de leur ressembler sur le plan relationnel, mais rarement sur le plan professionnel. Les enfants souhaitent souvent un métier différent, plus intéressant, épanouissant. L'ambition de mobilité sociale est importante dans le milieu populaire. En résumé, l'image que les enfants ont intériorisée est celle de «l'individualisme hédoniste».

Dans la dernière partie, Montandon et Osiek définissent quatre types de rapport à l'éducation familiale et scolaire à partir de 24 profils d'enfants sur les 67 que compte l'étude. Quelques corrélations entre le milieu ou le sexe apparaissent également dans les catégories présentées synthétiquement ci-après.

Dans les familles, le groupe majoritaire intitulé la «*dépendance provisoire*» (11/24) correspond à un type d'enfants sages et dépendants, les relations sont affectueuses et marquées par un besoin de guidance et de fermeté. Le deuxième groupe (6/24) est constitué d'enfants issus des classes moyennes et populaires; contrôlés et peu stimulés à l'autonomie, ils établissent des rapports de type «*refuge dans le cocon*». Les «bons» élèves de milieux favorisés (4/24) acceptent l'autorité du moment où ils sont entendus; ce groupe est qualifié par la «*négociation expressive*». Finalement celles, puisqu'il s'agit uniquement de filles (3/24), qui n'acceptent pas l'autorité entretiennent des relations conflictuelles et revendicatrices. Dans l'ensemble, les relations familiales sont harmonieuses, chaleureuses, affectueuses ou encore basées sur le dialogue, mis à part ce dernier groupe.

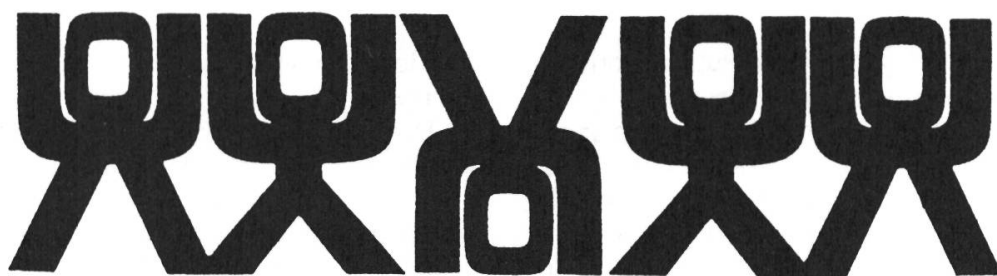
Les profils d'élèves décrits dans le dernier chapitre posent très certainement des questions sur le sens de l'école dans la mesure où deux groupes, le «*lien*» et la «*traversée du désert*» représentant presque la moitié des enfants (10/24), ne voient pas l'utilité des savoirs transmis, ou vivent l'école négativement. L'école semble combler ici les enfants issus des milieux favorisés; ce sont par ailleurs de «bons» élèves (5/24) qui se distinguent de tous les autres par leur «*curiosité d'esprit*». Il y a ici une corrélation entre le milieu social, la réussite scolaire et la représentation de l'école qui n'apparaît pas toujours aussi clairement dans les chapitres précédents. Le caractère utilitaire de l'école remarqué par l'autre moitié, parmi les *utilitaristes* (9/24) et quelques *curieux*, montre qu'apprendre ne provoque que rarement du plaisir, mais est surtout marqué par le souci de l'avenir. Les élèves semblent en majorité avoir intériorisé l'idée que la scolarité est avant tout un tremplin pour une «bonne» intégration

sociale dans une société économiquement en crise.

Dans leur livre, Montandon et Osiek démontrent ainsi que les enfants – bien que dépendants des adultes – ont des choses à dire sur leur expérience, sont capables d'analyse et d'introspection. Il s'agit, pour nous adultes, de les écouter. En tant qu'enfants, ils veulent être considérés comme des partenaires de leur éducation. En tant qu'élèves, s'ils se satisfont de l'offre générale, ils restent critiques et ont des demandes d'expressivité, de liberté de choix et de décision qu'il faut entendre lors des réformes pédagogiques. Si dans l'ensemble, les enfants semblent assez satisfaits, les parents seront peut-être surpris de constater que les modèles qu'ils leur proposent, les savoirs qu'ils leur transmettent sont parfois en contradiction avec ce qu'ils font vraiment, avec ce qu'ils aimeraient faire et avec les attentes des enfants.

En conclusion, l'ensemble de l'ouvrage apporte un portrait riche, parfois étonnant, de l'enfance et de l'éducation. Les corrélations existantes entre le milieu social, le sexe ou les performances scolaires ne permettent pas de dégager des catégories à part entière. Les enfants ont plutôt une vision homogène des processus éducatifs. Comme il s'agit avant tout d'une étape exploratoire, portant sur un nombre restreint d'élèves, nous pouvons espérer que d'autres études affineront, confirmeront, enrichiront qualitativement et statistiquement ce que cette recherche a permis de mettre en lumière. Les auteures ne prétendent d'ailleurs pas à l'exhaustivité et envisagent des prolongements possibles, car les enfants ont encore beaucoup à nous apprendre.

Marie-Paule Matthey  
Sciences de l'Education  
Université de Neuchâtel



UNIVERSITÉ CATHOLIQUE DE LOUVAIN

Depuis près de 30 ans, professeurs, chercheurs, assistants de l'U.C.L. et d'universités étrangères font dans *Recherches Sociologiques* l'analyse des orientations nouvelles de la société et de la sociologie.

**Parmi les numéros à thème :**

- 1997/3 La transmission en religion (Dir. : L. Voyé)
- 1997/2 Intégration et citoyenneté (Dir. : G. Ferréol)
- 1997/1 Où va la Belgique ? (Dir. : A. Verdoodt)
- 1996/3 Jeunes sociologues (Dir. : B. Francq)
- 1996/2 Niklas Luhmann en perspective
- 1996/1 Cohésion sociale ou éclatement ?
- 1995/3 L'économie devant la sociologie
- 1995/2 L'enseignement technique et professionnel
- 1995/1 Chaînes de télévision et usagers familiaux
- 1994/3 Structures et pratiques de l'économie informelle en Europe
- 1994/2 Mode mineur de la réalité et discours sociologique
- 1994/1 Face à l'Etat
- 1993/3 Stratifications et mobilités sociales
- 1993/1-2 Philosophie, sociologie, droit
- 1992/3 Règles, groupes, individus en société
- 1992/2 Louis Dumont (Dir. : R. Deliège)
- 1992/1 Sociologie de la littérature
- 1991/3 Actualité de Durkheim
- 1991/1-2 Phénoménologie des problèmes sociaux
- 1990/3 Vers un nouveau modèle de communication ?
- 1990/2 Acteurs et stratégies dans le champ de la formation
- 1990/1 De l'utopie
- 1989/3 Sociologie rurale, sociologie du rural ?
- 1989/2 Sociologie de l'expérience esthétique
- 1988/2-3 Sociologie de l'art
- 1988/1 Sociologie politique: des pouvoirs au pouvoir
- 1987/3 La méthodologie en sociologie

***Le numéro 500 frs b., double 900 FB + port***

***L'abonnement (3 numéros/an) 1.300 FB + port***

***Collections complètes***

Editeur : Recherches Sociologiques  
Collège Jacques Leclercq  
Place Montesquieu 1/1  
1348 Louvain-La-Neuve

**ISSN 0771-677X**